Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 114. Bromberg, den 10. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Schon frühzeitig begab sich Christine am anderen Morgen nach dem Geschäft. Die halbe Nacht hatte sie wach gelegen und aus all dem Wirrwarr ihrer Empfindungen sich zu dem Entschluß durchgerungen, gleich am nächsten Morgen ihrem Chef zu kündigen. Es schien ihr dies vorläufig die einzig reinliche Lösung ihres Verhältnisses zu dem Vater ihres Geliebten. Sie wollte und durfte dem alten Herrn keine Komödie vorspielen, ihm nicht die Rolle zumuten, täglich ahnungslos der Geliebten seines Sohnes gegenüberzusitzen. Noch wußte sie ja selbst nicht, wie sich die Dinge nun weiter gestalten würden, denn sie hatte gestern abend in ihrer Angst und Verwirrung Werner fast fluchtartig plötzlich verlassen, um in den von Blankenese kommenden Dampfer einzusteigen und nach Hamburg zurückzufahren. Werner wollte sie benachrichtigen, wann und wo sie sich wieder sehen könnten. — Sie hätte aufjauchzen mögen, wie sie jetzt wieder an den Geliebten dachte und an all das namenlose Glück, das nun über sie gekommen war.

Aber sie durfte jetzt am hellen Tage nicht träumen, sie mußte sich beeilen, wenn sie das Kündigungsgesuch noch schreiben wollte, ehe der Chef kam. Und während sie nun das Schreiben verfaßte, wurde sie ruhiger und ruhiger. Als sie dann aber an ihre arme kleine Susi dachte, fühlte sie einen Stich mitten im Herzen, und es schien, als senke sich ein Schleier über ihr eben noch so heiteres Glück: War es nicht doch mit dem Unglück der Freundin erkauft? Oder hätte sie doch nur schließlich ihr eigenes Glück zerstört, wenn sie Werner gestern wieder zurückgestoßen hätte, ohne Susi dadurch dem ersehnten Ziele auch nur einen Schritt näher zu bringen?

Ihre Betrachtungen wurden durch den Eintritt des Chefs jetzt unterbrochen.

„Na, was gibt's Neues, Fräulein Berthold?“ fragte er gut gelaunt, „haben Sie den Sonntag gut verbracht?“

Er bekam jetzt öfter solche leutseligen Anwandlungen Christine gegenüber.

„Danke ja, Herr Krüß,“ sagte sie leise, so daß er einen Augenblick aufsah. Mechanisch hatte er dabei schon nach dem Stapel eingelaufener Post gegriffen und als erstes Christinens Schreiben erwischt. Höchstes Erstaunen prägte sich auf seinem Gesicht.

„Und warum kündigen Sie, Fräulein Berthold? — Es ist doch sonst üblich, in einem Entlassungsgesuch auch dessen Gründe anzuführen.“ Ärgerlich klang seine Frage, die gute Laune schien für heute geschwunden.

„Verzeihen Sie, Herr Krüß — ich wollte keine Unwahrheit schreiben da ich den wahren Grund doch nicht angeben kann.“

„Was heißt das — Sie können die Gründe nicht angeben? — Wünschen Sie etwa eine weitere Gehaltsaufbesserung?“

„O, nein — nein — nicht das ist es. Sie waren ja erst vor wenigen Tagen so gütig, mir selbst diese hohe Aufbesserung anzubieten,“ kam es gequält zurück.

Nun wurde der alte Herr doch aufmerksamer. Da mußte doch irgend etwas dahinterstecken, und er sollte nicht Friedrich Krüß heißen, wenn er das nicht herausbekäme. „Wäre sie nur nicht diese verdammt tüchtige und brauchbare Person,“ dachte er, „so könnte sie ja hingehen, wo der Pfeffer wächst!“ So aber lag ihm daran, sich diese wertvolle Arbeitskraft zu erhalten, und es galt also nur, das richtige Mittel hierbei anzuwenden. Und so forschte er nun interessiert weiter:

„Ist Ihnen hier im Geschäft irgendwer zu nahe getreten? — Also nicht — hm — so sind es demnach private — ich meine, Familienverhältnisse, die Sie zu dieser Kündigung veranlassen?“

Nicht sogleich kam eine Antwort. Christine schluckte ein — zwei Mal, ehe sie ein sicheres „Ja“ herausbrachte. Dann fügte sie aber schnell hinzu:

„Ach, Herr Krüß, verzeihen Sie, wenn ich undankbar scheine, ich kann nicht bleiben, und den Grund dafür kann ich nicht nennen, weil ich jetzt nicht allein über mein Handeln bestimmen — weil — weil auch eine andere Person mit dieser Angelegenheit zu tun hat.“

Da schlug sich Krüß gegen die Stirn und rief fast freudig, daß er nun doch hinter ihre Schliche gekommen war:

„Aha — also heiraten will man? Sieh da!“

Resigniert schüttelte Christine das Haupt und hob wie abwehrend die Hände.

Nun aber war es mit der Geduld des alten Herrn zu Ende.

„Na, zum Kuckuck, wenn es auch das nicht ist, und Sie eben unbedingt nicht mit der Sprache herauswollen, dann kann ich Ihnen auch nicht helfen“, schrie er erbost über seine mißlungenen Bemühungen mit ihr. Und indem er sich schon mit den eingelaufenen Briefen beschäftigte, knurrte er noch einmal vor sich hin:

„Wird wohl irgend so'n Windbeutel dahinter stecken.“

15. Kapitel.

In der behaglich durchwärmten kleinen Wirtsstube eines Gasthauses, weit draußen vor Hamburg, waren Werner und Christine an diesem Abend eingekehrt. Das rosige Licht der elektrischen Tischlampe beleuchtete zwei strahlende, glückliche Menschenkinder, die da vor einem entzückenden „Tischlein deck dich“ Platz genommen hatten. Schon mittags hatte Werner das kleine Abendessen telephonisch vorausbestellt und Christine eben im Auto hierhergebracht. In der Stadt wollte er sich nicht eher mit Christine öffentlich zeigen, bis sie offiziell als seine Braut bekannt war. Und so mußten sie vorläufig zu dieser süßen Heimlichkeit ihre Zuflucht nehmen, wenn sie sich sehen und sprechen wollten.

Sie waren die einzigen Gäste in dem kleinen Raum. Christine hatte daher schnell ihre erste zaghafte Scheu überwunden und gab sich nun so heiter und kindlich in ihrem Glück, wie Werner sie nie zuvor gesehen hatte. Er kannte sie fast nur ernst und zurückhaltend in seiner Gegenwart. Als er sie nun zum ersten Male so richtig lachen, so von ganzer Seele glücklich sah, da kannte auch sein Entzücken keine Grenzen mehr, und er zog stürmisch ihre Hände an seine Lippen:

„O du, wie bin ich doch so unmenschlich glücklich — Liebe, Süße du!“

Da strahlte sie ihn aus ihren braunen Augen glückselig an, und leise flüsterte sie:

„Nicht glücklicher als ich, Werner — denn seit gestern erst weiß ich ja, was eigentlich glücklich sein bedeutet.“ Und sich in ihren Sessel zurücklehnend, fuhr sie weich fort: „Man möchte jetzt nur noch Gutes tun, nur beglücken und nur noch frohe, glückliche Gesichter um sich sehen.“

Der Eintritt des Kellners unterbrach jetzt für Augenblicke ihre Unterhaltung, und Werner hörte noch, wie sie tief, fast schmerzlich aufseufzte. Da wußte er, daß ihre Gedanken nun bei Susi weilten, daß ihr Glück sie wie ein Schuldbewußtsein gegen die Freundin anmutete. Er drückte ihr

nur noch verstohlen die Hand, und ihre Blicke trafen sich in innigem Verstehen.

Dann begann er, während sie sich die köstlichen Dinge, die Werner mit Sorgfalt und Kenntnis für sie ausgewählt, schmecken ließ, von sich, seinem Berufe und seinen Eltern zu sprechen.

Da legte Christine hastig das kleine Obstmesserchen aus der Hand und sagte:

„Ach Gott, Werner, ich habe dir ja noch gar nicht die Hauptsache gesagt, nämlich, daß ich heute meine Stellung bei deinem Vater gekündigt habe.“

Erstaunt horchte Werner auf. Doch als ihm Christine die Beweggründe ihres Entschlusses dargelegt hatte, billigte er diesen durchaus. Es gab ihm dies auch gleich Veranlassung, über die Zukunft mit ihr zu plaudern.

„Mein Vater wird natürlich erst unser heftigster Gegner sein, da er das Glück des Lebens eben von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus betrachtet als wir. Da ich jedoch, solange ich hier noch als Assessor beim Gericht tätig bin, noch gänzlich von ihm abhängig bleibe, so wäre an unserer Heirat noch lange nicht zu denken, mein Liebling. Ich habe mir nun so weit alles reiflich überlegt, wie ich auch gegen den Willen meines Vaters mein Ziel erreichen kann.“ Und er berichtete der Geliebten, wie er mit seinem Freunde, dem bekannten Hamburger Rechtsanwalt Wulffen, sich zu assoziieren gedenke und also schon bald aus dem Richterstande ausscheide. „Ich bin ja in Hamburg überall bekannt, und mein Einkommen wird mir sicher schon in kürzester Zeit gestatten, mir ein eigenes Heim zu gründen und dich als meine geliebtes Weib darin schalten und walten zu lassen.“

Selige Schauer überrieselten die tieferglühende Christine. Mehr und mehr kam ihr die beglückende Wirklichkeit zum Bewußtsein. Daß sie in Zukunft nicht mehr sich allein überlassen war, daß sie ein eigenes Heim haben und beschirmt und beschützt von dem geliebtesten Menschen fürderhin leben sollte — das alles erschien ihr, der Eltern- und Heimatlosen, wie ein märchenhafter Traum, aus dem das Erwachen furchtbar sein müßte. Und wie, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, daß dies ja alles wahr sei, tastete sie über den Tisch hinweg nach seiner Hand und sagte mit etwas bedrückter Stimme:

„O Werner, wie gut du bist! Und daß ich doch so arm an Geld und Ansehen sein muß!“

Da lachte er lustig auf: „Was, Geld und Ansehen willst du auch noch haben, du kleine, anspruchsvolle Person — welche Gegenwerte hätte ich denn da noch in die Wagschale zu werfen?“

„Du machst dich lustig über mich, und doch legen die Menschen soviel Wert darauf — gerade bei einer Frau.“

„Vielleicht bei irgendeiner Frau sonst. Bei meiner Frau wird es ihnen genügen, daß ich, Werner Krüß, sie für würdig befunden habe, sie zu heiraten. Ich möchte es jedenfalls keinem geraten haben, eine andere Auffassung zu äußern“, schloß er mit einem kleinen Anflug von Hochmut.

„Und deine Eltern?“ Fast schüchtern klang die Frage. „Es ist für mich so traurig, daß ich die Ursache eines Zwistes zwischen dir und deinen Eltern werden soll.“

Werner atmete etwas erleichtert auf, als der wiedereintretende Kellner ihn einer sofortigen Antwort enthob, denn er hätte im Augenblick nicht gewußt, was er erwidern sollte. Daß sein Vater sich mit Händen und Füßen gegen diese Verbindung sträuben würde, ihm vielleicht auch mit Enterbung drohte, damit rechnete Werner. Aber er wußte auch, wie sehr ihn der Vater liebte, und daß er auf die Dauer doch nicht seine Weigerung aufrecht erhalten würde, wenn es um das wahre Glück des Sohnes ging. Es würde seinen Stolz tief verletzen, daß sein einziger Sohn eine arme Angestellte zur Frau nahm. Andererseits aber legte der alte Herr dem moralischen Werte eines Menschen eine mindestens ebenso große Bedeutung bei wie seiner gesellschaftlichen Stellung. Dieser Gedanke beruhigte ihn fast schon in der Beurteilung des Vaters betreffend Christine, denn musterhafter konnte ein junges Mädchen nicht leben, als sie es tat. Und ihre Erziehung im Waisenhaus hatte es ihr ermöglicht, sich in allen äußeren Gewohnheiten des Lebens wie ein durchaus wohlerzogener Mensch zu geben. Den Mangel an Schulbildung aber, wie sie sonst die jungen Mädchen genossen, hatte sie durch ihren eisernen Fleiß und noch mehr durch ihr großes Interesse für fremde Sprachen absolut beseitigt. Dies alles wußte ja auch Vater Krüß selbst recht gut, da er doch Christine tagtäglich um sich hatte und zu Hause auf absolut nicht hinter dem Berge hielt mit seiner Zufriedenheit über ihre Pflichttreue, ihre unbedingte Zuverlässigkeit und ihre auffallende Intelligenz. „Das Mädel kapiert do cha tempo die verwickelsten Geschäftsvorgänge, es ist wirklich eine Lust, mit ihr zu arbeiten,“ hatte er erst vor ganz kurzer Zeit geäußert. Ja, das alles wußte der Vater von Christine sehr genau — was er aber nicht wußte, und wofür er überhaupt nicht das geringste Augenmerk hatte, das — ja, das war das an Christine, das der Sohn mit allen Fasern seines jungen, heißen Herzens liebte. Er blickte nach ihr hinüber, wie sie da saß, das weiße Gesicht mit den wundervollen braunen Augen rosig beleuchtet von der Tischlampe, die auch ihren Schein warf auf das flimmernde, bronzefarbene Haar, das, in der Mitte gescheitelt, das feine Gesicht einrahmte und am Hinterkopf in einen losen Knoten verschlungen war.

(Fortsetzung folgt.)

Filmliebe.

Das Fatum von Pola Negri. — Der Prinz ihrer Träume. — Pola Negri und ihre Verehrer.

Es scheint, daß Pola Negri durch ihre Heirat mit dem Prinzen Serge Mdivina den Traum ihrer Jugend hat verwirklicht gesehen. Wenn sie als junges Mädchen gefragt wurde, wen sie einmal heiraten wollte, antwortete sie stets: „Ich will einen Prinzen haben!“ Und sintemal für eine Filmkünstlerin anscheinend das Wort „Unmöglich“ nicht besteht, ist ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, wenn es auch lange Zeit gedauert hat, bis der Prinz erschienen ist. Dies geht am besten aus ihren eigenen Enthüllungen hervor, die sie kürzlich dem Vertreter eines englischen Blattes machte.

„Wie wenig interessant würde die Welt ohne Liebe sein“, sagte sie ihm. „Sich wegen seiner Liebe zu schämen ist Dummheit. Ich bewahre tief im Herzen eine lebendige Erinnerung an die Männer, die ich geliebt habe, und an die Liebesromane, die ich wirklich erlebt habe.“

Es ist zu hoffen, daß ihr Prinzgemahl ein Mann von weiter Auffassung und nicht eifersüchtig veranlagt ist. Ihren ersten Liebesroman erlebte sie mit siebzehn Jahren. Sie trat damals als Schauspielerin in Warschau und Berlin auf. Eines Tages wünschte ein Mann sie im Theater zu sprechen. Er war ein Künstler, der sie malen wollte. Sie weigerte sich, ihn zu empfangen; er aber drang schließlich in das Zimmer ein. Sie sahen einander in die Augen . . . und die Würfel waren gefallen. Er begann bald mit dem Bild und lange bevor es fertig war, hatten sie sich verlobt. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt und alles für das junge Paar vorbereitet. Da kam eine tragische Lösung. „Der Mann, den ich liebte, wurde von einer tödlichen Krankheit heimgesucht, der entsetzlichsten und raschesten von allen tödlichen Krankheiten: der Schwindsucht. Für meine Schauspielerlaufbahn hatte ich kein Interesse mehr. Ich brach meinen Kontrakt, um ihn zu pflegen. Wenn Liebe die Macht besäße, jemandem das Leben zu erhalten, hätte meine Liebe es erreichen müssen. Doch es wurde immer schlimmer, und an einem kalten Dezembertag starb er in meinen Armen.“

*

Liebe auf den ersten Blick betrachtet Pola Negri als ihr Fatum. Einige Zeit später, als sie in Berlin schon zum Film übergegangen war, machte sie eine Reise nach Warschau, um ihre Mutter zu besuchen. Auf der Rückreise nach Deutschland nahmen die polnischen Zollbeamten auf der Grenze ihr alle Juwelen, Perlen und selbst die Ohrgehänge und Ringe ab. Sie war ratlos, flehte und weinte, doch die Beamten blieben unerbittlich. Es durften damals keinerlei Kostbarkeiten ausgeführt werden. Es sei nur ein Mann in der Lage, so sagten sie, der helfen könnte . . . der Kommandant.

„Wie er hieß, wußte ich nicht. Doch ließ ich mich alsbald zu seinem Bureau führen. Dort angekommen, schob ich meinen Begleiter ohne weiteres zur Seite und drang in das Zimmer. „Man hat mich beraubt“, rief ich beinahe weinend aus. „Man hat mich meiner Juwelen beraubt, veranlassen Sie die sofortige Zurückgabe.“

Im Hintergrunde des Bureaus erhob sich ein großer stattlicher Mann in der Uniform eines Obersten des polnischen Heeres.

„Verzeihen, mein Fräulein“, sagte er. „Ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen.“

„Pola Negri“, antwortete ich wütend, „Pola Negri vom großen Schauspielhaus in Warschau und in Berlin. Ich verlange, daß mir meine Juwelen sofort zurückgegeben werden.“

„Gewiß, mein Fräulein. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Graf Domski.“ Dabei machte er eine tiefe Verbeugung und küßte ihr die Hand. Ein eigenartiges Gefühl durchzuckte sie. Als sie den Kopf hob, begegneten sich ihre Augen — und sie wußte, daß sie wieder ihrem Geschick gegenüberstand. Später erzählte Graf Domski ihr, daß auch ihn ein fremdes Gefühl durchzuckt habe, als er ihr die Hand küßte, und daß es auch ihm in dem Augenblick klar geworden war, daß ihr beider Leben miteinander verbunden werden sollte.

*

Es war zwar kein Prinz, aber doch wenigstens ein Graf . . . Vier Wochen später folgte er ihr nach Berlin. Sie fühlte sich sicher in ihrer Liebe zu ihm — wenngleich er kein Prinz war — und als er sie bat, seine Frau zu werden, zögerte sie nicht, ihm das Jawort zu geben. Bald darauf heirateten sie und nahmen den Wohnsitz auf einem Schloß in Polen. Dort verbrachten sie einige glückliche Monate, dann erging von Berlin die Aufforderung an sie, ihrer Verpflichtung beim Film nachzukommen. Das war der Anfang von dem unvermeidlichen Ende eines Romans. Ihr Gatte hatte angenommen, daß sie ihren früheren Beruf aufgegeben habe, um ihr ferneres Leben an seiner Seite als Gräfin Domski zu verbringen. Er beschwor sie, das Schloß nicht zu verlassen, um zu ihrem Filmleben zurückzukehren. Dreimal erfolgte eine Aufforderung von Berlin. „Das dritte Mal wußte ich, daß ich zu wählen hatte zwischen meiner Liebe und meinem Beruf — und mein Beruf siegte."

Nachts flüchtete sie aus dem Schloß und nahm den ersten Zug nach Berlin. Graf Domski konnte sich damit nicht abfinden und das Ende war die Ehescheidung. Pola Negri wurde Filmstern, und der Graf ging wieder zum Dienst bei der Zollbehörde über.

•

Ihre folgende Liebe war ein Doktor, ein stattlicher, hochstehender Mann, dessen Leben bis dahin eine volle Hingabe an seinen Beruf war und der ihr eine grenzenlose Liebe entgegenbrachte. Auch sie schenkte ihm ihre Liebe und ihre Bewunderung. Doch gab sie ihm zu verstehen, daß sie nie zustimmen könne, die Seine zu werden.

„Ich wollte mein eigenes Leben leben, und nach meiner Meinung muß eine Doktorsfrau jederzeit bereit sein, ihr eigenes „Ich" aufzugeben, um nur für ihren Ehegatten zu leben."

Und das lag nicht in Pola Negris Art. Bei Prinzen scheint diese Aufopferungsfähigkeit glücklicherweise nicht gefordert zu werden. Doch lange noch vor dem Prinzen begegnete sie noch einer Reihe anderer „Fatums", u. a. Charlie Chaplin. Diesen lernte sie im Adlon-Hotel in Berlin kennen, wohin er nach seinem Siegeszug durch England gekommen war. Sie kannte ihn allein dem Namen nach . . . mehr nicht.

Es war bei einem großen Diner, als sie ihn kennenlernte. Chaplin wurde Pola Negris Tischnachbar. Da er kein Deutsch sprach, unterhielten sich beide Filmsterne in der Zeichensprache. „Ich mußte lachen, als ich ihm alles, was ich ihm sagen wollte, verständlich zu machen suchte. Welch' tragisches Talent besitzt er; er ist vielseitig, glänzend, er besitzt die Seele eines wahren großen Künstlers."

Ein neues Verhängnis hatte ihren Weg gekreuzt . . . . Sie verliebten und verlobten sich. Als sie in Amerika waren, war die Glückseligkeit auf dem Höhepunkt. Sie gingen auseinander und kamen wieder zusammen, bis sie sich doch gegenseitig aufgaben. Dann kam ein Russe, Tade Styka, der sie sehr liebte. Er war ein hübscher, schlanker Junge, und sie mochte ihn auch gern. Er malte ihr Porträt, und sie nahm es von ihm an. Verkaufen wollte er es nicht; es sollte ihr, seiner geliebten Pola gehören. Als das Bild in ihrem Hause in Los Angeles ankam, war gerade Charlies Geburtstag und sie wußte, daß ihn ein so schönes Porträt von ihr besonders erfreuen würde. „Darum gab ich es ihm als Geburtstagsgeschenk, obgleich ich doch auch sehr viel von Tade Styka hielt." Charlie und der Maler haben diese zarte Aufmerksamkeit des berühmten Filmsterns ohne Zweifel beide verschieden beurteilt.

Der Maler muß, wie sie selbst sagte, erklärt haben, daß sein Herz gebrochen sei, als sie so über das Bild verfügte. „Aber", so schließt sie, „davon glaube ich nicht viel. Wir sagen wohl alle einmal, daß unser Herz gebrochen ist, doch gebrochene Herzen lassen sich wieder herstellen." Ob der Prinz wohl der letzte sein wird? M. N.

Eine Fraueninsel in der Südsee.

Nach einem Erlebnis wiedererzählt
von Fregattenkapitän a. D. M. Fleck.

Ich weiß nicht, ob Gerhart Hauptmann, als er seine „Insel der großen Mutter" schrieb, wußte, daß es vor einigen Jahrzehnten in der Südsee tatsächlich eine Insel gegeben hatte, die nur von Frauen und Mädchen, aber von keinem einzigen Manne bewohnt war. Und das kam so:

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand in der Südsee, deren Inselwelt damals größtenteils noch herrenlos, d. h. noch nicht von europäischen Mächten als Eigentum in Anspruch genommen war, das Seeräuberunwesen in hoher Blüte. Diese Piraten, meist Leute, denen in der Heimat der Boden zu heiß geworden war, beschäftigten sich nach außen hin in der Hauptsache friedlich mit Walfischfang oder Koprahandel, im geheimen aber, und dies um so betriebsamer, mit Raubzügen auf abgelegenen Inseln, wo sie dann alle Eingeborenen, deren sie habhaft werden konnten, fingen und an Pflanzer auf anderen Inseln als Menschenware verschacherten. Sie trieben also, auf deutsch gesagt, einen schwungvollen Sklavenhandel. Zu Zeiten, wenn sie auf wehrhafte Insulaner stießen, gab es für sie bei dem Geschäft auch blutige Köpfe, und mancher angebliche Walfischfänger oder Kopraschuner ist damals auf diese Weise mit Mann und Maus verschollen oder trieb jahrelang ohne Besatzung als Wrack auf den Wellen des Stillen Ozeans, eine Gefahr und ein geheimnisvolles „Memento mori" für vorbeifahrende Schiffe.

Einer der geriebensten und gefürchtetsten Südseeräuber war damals Bully Hayes, von dem man sich noch jetzt dort unten die schauerlichsten Geschichten erzählt. Er hatte sein Hauptquartier in Apia auf Samoa, wo er als harmloser „Beachcomber" sein kümmerliches Dasein durch den Handel mit Kopra fristete. Natürlich wußte in Apia jedes Kind, daß Bully auf seinem Schuner nicht nur die öligen Kerne der Kokosnuß sondern auch lebende Ware verfrachtete. Aber da er letztere nie nach Apia brachte, sondern bei anderwärts wohnenden Geschäftsfreunden auslud, so kümmerte man sich nicht um sein lichtscheues Treiben.

Einst landete der mit allen Wassern gewaschene Gentleman an der äußersten Atollinsel der Marshallgruppe, genannt Eniwetok, wo man anscheinend noch nie von ihm gehört hatte. Das Inselchen zählte nur wenige Bewohner, etwa 60—70 Köpfe. Bully spielte den Leutchen gegenüber, die bisher kaum Weiße gesehen hatten, den Liebenswürdigen und Harmlosen, beschenkte sie freigebig und brachte es so weit, daß sie es wagten, auf sein Schiff zu kommen. Zuletzt war die gesamte Kanakerschaft mit Weib und Kind an Bord versammelt. Nun war Bully in seinem Element. Er ließ heimlich die Anker lichten, beförderte dann alles, was weiblichen Geschlechts war, über Bord und ließ die erwachsenen Männer fesseln. Dann segelte er hohnlachend mit seiner wertvollen Last davon. Lange dauerte die Reise nicht; denn unweit davon, auf einem anderen Atoll der Marshallinseln, saß der Geschäftsfreund schon bereit, die braune Ware in Empfang zu nehmen und zu bezahlen. Die armen Weiber aber, die man so jäh ihrer Beschützer beraubt hatte, kletterten weinend aus dem Wasser in ihre Kanus und suchten betrübt die verlassenen Hütten wieder auf. Seit der Zeit mußten sich die Eniwetokerinnen ohne Männer behelfen.

16 Jahre später, es war im Sommer 1888, machte das deutsche Kanonenboot „Eber" mit dem deutschen Regierungskommissar eine Rundreise durch die kurz vorher unter deutschen Schutz gestellte Inselgruppe, und lief dabei auch das Providence-Atoll an. Es war die Insel, wohin Bully die Eniwetokmänner verschleppt hatte. Ein alter brauner Pflanzungsarbeiter kam dort zum Kommandanten des Schiffes und sagte, er habe gehört, daß man sich dem Offizier anvertrauen könne. Er wollte nun wissen, ob die Eingeborenen verpflichtet seien, als Sklaven zu dienen. Natürlich erklärte der Deutsche, Sklaverei gäbe es nicht, und er wolle dafür sorgen, daß die Leute alle wieder nach Hause befördert würden. Man einigte sich dann auf Bitten des Plantagenverwalters, eines Nachfolgers des einstigen Sklavenkäufers, und unter Zustimmung der Arbeiter dahin, daß letztere noch so lange blieben, bis freiwilliger Ersatz beschafft wäre. S. M. S. „Eber" nahm einen jungen Enewetoker an Bord, der den Frauen von der bevorstehenden Rückkunft ihrer Männer Mitteilung machen sollte, und dampfte nach der Fraueninsel. Seit dem Männerraub war kein Schiff mehr nach Eniwetok gekommen, einen Dampfer hatten die unfreiwilligen Amazonen überhaupt noch nie gesehen. Darum sprangen sie beim Anblick dieses rauchenden Ungeheuers, das sie für einen bösen Geist hielten, in ihre Kanus und wollten fliehen. Erst als der mitgekommene braune Landsmann ihnen durch eine längere Ansprache die Lage klar machte, wurden die zitternden Geschöpfe zutraulicher. Man ging an Land und fand alles sehr schön in Ordnung. Die Pflanzungen und die Hütten waren gut imstande und machten einen sauberen, freundlichen Eindruck. Man sah, daß die Frauen ihr Handwerk auch ohne Männer verstanden. Was nun weiter geschah? Es läßt sich begreifen, daß die braven Strohwitwen und jungen Mädchen, als sie endlich verstanden hatten, daß ihre Männer und Väter nun bald wieder kommen würden, in ihrer rührenden Freude und Dankbarkeit sich gar nicht zu fassen wußten, und die Wohltäter mit Liebenswürdigkeiten überhäuften, so daß die Bootsbesatzung, lauter frische Jungens von der Wasserkante, zu Hilfe gerufen werden mußte.

S. M. S. „Eber" ging im Jahre darauf mit fast der ganzen Besatzung bei einem Taifun im Hafen von Apia unter, und mit ihm manche, die das liebenswürdige Idyll auf der einsamen Fraueninsel miterlebt hatten. Bully Hayes

wurde schon viel früher von dem wohlverdienten Schicksal ereilt; bei einem seiner Raubzüge erschlugen ihn die wütenden Eingeborenen.

Die Indianer sterben nicht aus.

Unsere mehr oder minder romantische Anschauungsweise vom allmählichen Aussterben aller Indianerstämme — wie wir sie uns angewöhnt haben, seit wir in unserer Jugend etwa den „Letzten Mohikaner" lasen — müssen wir berichtigen. Nach den statistischen Feststellungen eines nordamerikanischen Indianer-Sachverständigen, Albert B. **Reagan**, der jahrelang unter den verschiedensten Stämmen geweilt hat, leben in den Vereinigten Staaten zur Zeit 350 000 Indianer, was einer Zunahme um fast 17 000 Köpfe oder etwa 4,8 Prozent in zehn Jahren entspricht. Besonders der Stamm der Navajos, der im Südwesten ansässig ist und als einer der am schnellsten dahinschwindenden galt, erweist sich neuerdings im Gegenteil als recht widerstandsfähig; im Jahre 1869 hatte er knapp 9000 Angehörige, heute dagegen ungefähr 38 000. Die schnellste Vermehrung zeigten in den letzten Jahren die Cherokesen in Nordkarolina, deren Zahl sich von 7900 im Jahre 1912 auf 12 000 im Jahre 1926 oder um mehr als 50 Prozent gehoben hat. Auch andere Stämme, namentlich im Westen, leben in blühenden Verhältnissen; die größten wurden in Oklahoma gezählt, wo allein fünf „zivilisierte" Stämme mehr als 100 000 Menschen umfassen.

Die Verbesserung der Lage der Indianer schreibt Mr. Reagan in der Hauptsache der Tätigkeit der Unionsregierung auf den Gebieten der **Heilkunde** und der **Erziehung** zu. Noch im Jahre 1882 stand den Indianern ein einziges Krankenhaus zur Verfügung, 1900 waren es erst fünf, dagegen 82 im Jahre 1925; sie hatten bis dahin 28 000 Indianer behandelt. In den „Reservations", den indianischen Schutzgebieten, wird der Schulpflege und der ärztlichen Hilfe naturgemäß besondere Aufmerksamkeit geschenkt; dort arbeiten heute u. a. 135 Krankenschwestern und 181 Ärzte, verschiedene Spezialärzte, sieben umherreisende Zahnheilkundige usw. Im Jahre 1775 bewilligte der Kongreß ganze 500 Dollar für die Einschulung der indianischen Jugend in Dartmouth College; im vergangenen Jahr hat die amerikanische Regierung 6 Millionen Dollar für den Schulunterricht von 67 000 Indianerkindern ausgegeben. Im Zusammenhang damit wird die medizinische Überwachung der Schüler selbst wie auch ihre Belehrung in gesundheitlicher Beziehung mit größter Sorgfalt ausgeübt. Außerdem schreibt die Regierung eine moderne sanitäre Lebensweise in den indianischen Wohnstätten vor. Mit einem Wort: die einst so gefürchteten und bekämpften Rothäute werden heute förmlich verhätschelt. Seit Cooper und Karl May haben sich die Zeiten eben geändert!

M. **Büttner.**

Bunte Chronik

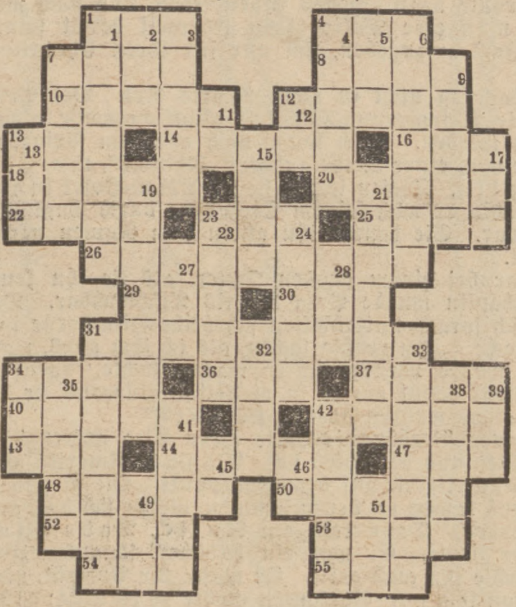
* **Ein merkwürdiger Kongreß.** Ein seltsamer Kongreß wurde kürzlich in Rom unter Vorsitz des dortigen Polizeipräfekten abgehalten. Die Teilnehmer setzten sich aus lauter notorischen Taschendieben der heiligen Stadt zusammen oder hatten in irgend einer anderen unliebsamen Weise das Interesse der römischen Polizei erregt. Natürlich waren sie alle mehr oder weniger unfreiwillig zu dieser bedeutsamen Sitzung erschienen, was aber dem guten Zwecke dieser Veranstaltung weiter keinen Abbruch tat. Der Vorsitzende hielt eine ernsthafte Ansprache, die mit moralischen Ermahnungen an die Kongreßteilnehmer gespickt war, und verlas mehrere neugefaßte Bestimmungen über den Schutz der römischen Bürger und der kunstbegeisterten Fremden. Zum Schluß wurden noch, wie bei Kongressen üblich, die Mitglieder photographiert, worauf der Vorsitzende jeden einzelnen Teilnehmer nicht wie üblich durch Hände-, sondern durch Fingerabdruck verabschiedete. Wie zweckmäßig übrigens dieser Kongreß gearbeitet hatte, sollte sich bald erweisen. Bereits am Nachmittage dieses Tages konnte ein deutscher Tourist, der auf der Straße um seine Brieftasche liebevoll erleichtert worden war, in einem der rasch entwickelten Bilder einen jungen Mann wiedererkennen, der sich etwas mit ihm „befaßt" hatte und bald betrübten Blickes hinter Schloß und Riegel wanderte. Also endlich einmal ein fruchtbringender Kongreß, an dem sich der Völkerbund ein Beispiel nehmen sollte.

*

* **Kanadas großzügige Lachsfischerei.** Der Fraser-Fluß in Britisch-Kolumbia gehörte früher zu den fischreichsten Gewässern Kanadas. Aus verschiedenen Gründen ist der Fischbestand in den letzten Jahren stark zurückgegangen, weshalb die kanadische Regierung zu durchgreifenden Maßnahmen gegriffen hat, um die früheren Verhältnisse nach Möglichkeit wiederherzustellen. So hat die Fischzuchtabteilung des Departements für Seefahrt und Fischereiwesen kürzlich nicht weniger als 15 Millionen Lachseier an bestimmten Stellen des oberen Fraser aussetzen lassen. Die Eier wurden in befruchtetem Zustande von der Regierungsfischbrutanstalt zu Pemberton geliefert, und in besonders konstruierten Behältern nach Britisch-Kolumbien geschafft, wo sie an solchen Stellen des Fraser ausgesetzt wurden, die von früher als beliebte Laichplätze des Lachses bekannt sind. — Dieser Transport ist neben einem anderen, durch den im Vorjahre 15 Millionen Farelleneier nach dem oberen Fraser geschafft wurden, der größte, der jemals in Kanada, und wohl überhaupt, ausgeführt wurde. Man hofft, durch diese Maßnahmen die Laichplätze des Fraser in ihrem früheren Umfange wiederherzustellen, um die Lachsfischerei Britisch-Kolumbiens, die auch für den Weltmarkt Bedeutung hat, noch weiter steigern zu können.

Rätsel-Ecke

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Fragewort. — 4. Artikel. — 7. Getreidekeller, Stadt in Palästina. — 8. Papiermaß. — 10. Vulkan. — 12. weiblicher Vorname, Kurzform. — 13. Universum. — 14. Freudenausbruch. — 16. Urvolk der Philippinen. — 18. Wilajet in Kleinasien. — 20. Gleichwort für gesetzlich. — 22. männlicher und weiblicher Vorname, Kurzform. — 23. verwesende Tierleiche. — 25. Roman von Zola. — 26. deutsche Stadt. — 29. Aggregatzustand. — 30. männlicher Vorname, niederdeutsch. — 31. Amt für Erfindungen. — 34. Dramenheld Shakespeares. — 36. General des amerikanischen Bürgerkrieges. — 37. türkische Provinz. — 40. Priesterkleid. — 42. Stadt in Portugal. — 43. Willensbetätigung. — 44. Streit. — 47. englicher Anredetitel — 48. Herrschersitz. — 50. Schliff-Form der Edelsteine. — 52. Durchlochung. — 53. sagenhaftes Heilgefäß. — 54. Teil der Takelung. — 55. Zahlwort.

Senkrecht: 1. deutscher Dichter. — 2. Lebensstufe. — 3. weiblicher Vorname, russisch. — 4. Einrichtung in Feuerwaffen. — 5. Zahlwort. — 6. Abtrünniger. — 7. Kassenabschluß. — 9. Teufel. — 11. Wehlaut. — 12. Zuruf. — 13. Heringsnahrung, norwegisch. — 15. Dienstherr, niederdeutsch. — 17. Stadt in Südtirol. — 19. berühmter Wasserfall. — 21. örtliche Krankheit. — 23. Vogel. — 24. Pferd. — 27. Titel. — 28. altdeutsche Dichterin. — 31. Leopardenart. — 32. häßliche Eigenschaft. — 33. Held einer Wagner-Oper. — 34. alte Gewichtsbezeichnung. — 35. eine der Musen. — 38. Personname aus dem Alten Testament. — 39. Kesselboden des Hochgebirges. — 41. Gesetzrolle der Juden. — 42. Verlangen nach Auskunft. — 45. Vorwort. — 46. Fürwort. 49 alter Name der Wolga. — 51. Schweizer Kanton.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 111.

Magisches Quadrat:

B	O	M	A
O	P	A	L
M	A	K	I
A	L	I	X

Verantwortlicher Schriftleiter: M. **Hepke**; gedruckt und herausgegeben von A. **Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.